

Das Geheimnis des Arztes.

Gumorelle von Karl Mural.

Zu Ehren des berühmten Arztes wurde ein Banquet gegeben, das nach dem übereinstimmenden Urteile der Presse sehr glänzend ausfiel.

Ein junger Arzt, der ebenfalls einen Toast ausgedrückt hatte, ließ aus seinem Notizbuch mehrere Zitate vorlesen, die den gezeigten Arzt als einen Mann zeigten, der sich nicht nur für die Wissenschaft, sondern auch für die Menschheit interessierte.

Der Gelehrte sprach sich zwar nicht darüber aus, ob er geneigt sei, seine Heilmethode zu offenbaren, trotzdem wurde er mit stürmischen Hochrufen begrüßt, ja man trug ihn auf den Schultern durch den Saal.

Die Nachbarn des Champagners verspürte zuerst der Minister. Er entfernte sich hierauf hastig, da er dachte, es sei Pflicht der Regierungsorgane, zu verhindern, daß die große Menge einen betäubenden Eindruck mache.

Das viele Ansehen hatte das Ereignis, daß der Held des Tages manche törichte Frage an seine Umgebung stellte, deren Beantwortung aber ebenso töricht und unverständlich war.

In diesem Zeitpunkte stellte einer der zurückgebliebenen Journalisten an ihn die Frage, worin denn nun wohl seine berühmte Heilmethode bestehe, durch welche Experimente oder welchen Zufall er dies Verfahren entdeckt, durch das er so viele bisher für unheilbar gehaltene Krankheiten geheilt habe.

Der Held des Abends nicht einige Augenblicke den Fragenden starr an, dann begann er zu sprechen, obschon ihm seine Zunge zeitweise den Gehorsam verweigerte. Seine Erzählung lautete:

Ich war damals ein ganz armer Teufel, als mich ein Landmann aus der Provinz mit seinem Besuche beehrte. An jenem Tage wollte ich nicht, wo mir der Kopf stand. Ich war wahnsinnig in ein Mädchen verliebt, das auf mich wartete, und fürchtete mich schrecklich vor den Gläubigen, die mich gewöhnlich in den Sprechstunden aufsuchten, weil sie wohl wußten, daß sie mich dann noch Herzenslust mit Grobheiten überhäufen konnten.

Der Mann jedoch überragte alle Schuld auf die Ärzte, indem er behauptete, niemals hätte man ihn gut untersucht. Wäre die ärztliche Untersuchung nicht so oberflächlich gewesen, so wäre er heute gesund wie ein Fisch. Um wenigstens diesem Vorwurfe zu entgehen, untersuchte ich ihn auf sorgfältigste, was ihm augenscheinlich sehr behagte.

Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß ich ihn beruhigte. Außerdem verschrieb ich ihm zwei Medikamente. Das eine zu innerlichem, das andere zu äußerlichem Gebrauch. Diese Medikamente hatte er gewiß auch früher gebraucht, natürlich ohne jeden Nutzen.

Der Landmann, dessen Wohlgefallen sich sichtlich gewonnen hatte, entfernte sich voller Dankbarkeit und versprach, im Falle er genesen wäre, zwei schöne kleine Lämmer zu bringen, die einen sehr guten Osterbraten geben würden.

Dies gehört jedoch nicht zur Sache, ebenso wenig wie die Botschaft des Stubenmädchens. Die Hauptsache ist die, daß ich einige Wochen später aus dem Wohnzimmer klägliches Lämmerblöden vernahm.

Der Landmann bot ein Bild der Gesundheit. Sein Antlitz war rot, seine Augen glänzten, und die Umrisse seiner Gestalt begannen sich schon ziemlich zu runden. Seine Stimme überlieferte das Blöden der Lämmer, und er rief mir ein „Grüß Gott“ zu, bei dessen Klang die Feuerscheiden erbeben. Ich konnte vor Verblüffung kein Sterbenswörtchen hervorbringen.

Da kam mir in den Sinn, ob ich wohl nicht bei Gelegenheit seines Besuches in meiner Aufregung ihm ein anderes Medikament verordnet haben könnte, als es die ärztliche Wissenschaft in diesem Falle vorschreibt. Vielleicht hatte ich unter dem Einflusse einer inneren Erleuchtung das richtige Mittel für sein Leiden gefunden?

Ich hatte mich nicht getäuscht, meine Herren. In jenem Augenblicke der Aufregung hatte ich einen großen Zerkunft bekommen, die eingenommen werden mußte, hatte ich bemerkt, sie wäre zum äußerlichen Gebrauch, die Salbe dagegen, mit der er sich einreiben sollte, bestimmte ich zu lässelweisem Einnehmen jede zweite Stunde.

Der gezeigte Arzt schwieg einen Augenblick. Dann fuhr er fort: „Zeitlich, meine Herren, wende ich diese Heilmethode an. Was man einnehmen mußte, damit lasse ich meine Kranken einreiben; was dagegen zu äußerlichem Gebrauche bestimmt ist, das lasse ich einnehmen. Welchen Erfolg nun das Verfahren gehabt hat, das beweisen am besten die Worte des Herrn Ministers. Und zu dieser einfachen und vernünftigen Methode sind wir erst nach Jahrzehnten gelangt, und zwar nur deshalb, weil das Stubenmädchen meines Ideals und einer meiner Gläubiger zufällig in meinem Wohnzimmer zusammentrafen und mich dadurch in die höchste Aufregung versetzten!“

— Im Wilde geblieben. „Gnädige Frau sehen heute aus wie eine Blume.“ — Die sofort verduften wird. — Eine gute Seele. „Und Du hast Deinen Lebensretter nicht geküßt?“ — „Nein — er sollte nicht auch noch beunruhigen.“

Die Muezzin von Sarajewo.

Von Otto Kraus.

Wenn man in Sarajewo die Franz Ferdinand-Straße verläßt, führt ein Weg durch freundliche Anlagen zu einer weit ausgedehnten Häusergruppe. Auf sanfter Höhe sieht hier eine Straße der Kranken. Vielleicht Oesterreichs herrlichste Kulturtat da unten, wo der wenigen Jahrzehnten noch der Halbmond herrschte. Etwas abseits von den anderen Gebäuden eine besondere Häusergruppe: das Heim der Irren Bosniens.

„Unser bestes Heilmittel“, sagte lächelnd der Direktor und wies durch das Fenster einer Zelle auf die Landschaft hinaus. „Zu unseren Füßen das helle Sarajewo polje, ein breites Längstal; im Norden wild zerklüftete Berge, die wie eine steile Wand Sarajewo abschließen. Noch hoch oben in den Bergen das schlanke Türmchen einer Dschamija.“

„Dort oben“, fuhr der Direktor fort, „waltet Ibrahim Effendi seines Amtes als Muezzin; ein Anzahl Moslimgräber galt es zu betreten. Und wenn der Abend sich herabsetzte, bestieg Ibrahim das Türmchen und sang und klagte und jammerte seine melancholische Weise in die Nacht hinaus. Vieß sich darin die nicht stören, als die Serben bereits die Planina unsicher machten und die Moslims, die weit draußen wohnten, ihre Zuflucht im sicheren Sarajewo gefunden hatten.“

Wir verließen die Zelle und betraten eine der großen weißen Hallen, wo Bett an Bett sich reihte und die Stille das Ende ihrer Tage erwarteten.

„Und hier ist Ibrahim Effendi“, sagte leise der Arzt.

Der Alte sah mit gekreuzten Beinen auf seinem Bett und sah uns freundlich entgegen.

„Merhabba Effendüm“, begrüßte ich ihn; „ich habe gehört, was du für ein Held bist, und bin gekommen, dich zu besuchen.“

Der Alte führte seine Hand leicht zitternd an Brust und Stirn und ließ mich willkommen sein.

„Gott grüß dich mein Sohn! Ich bin kein Held. Denn ich bin Allah hier! Und darum haben die Bosnier mir kein Leid antun können.“ Als wir dann weiter gingen, erzählte mir der Arzt seine Geschichte.

Als die Serben bis zur Romanja Planina gekommen waren, streiften ihre Komitatschibanden auch in den Bergen knapp bis an Sarajewo heran. Im Schutz der Dschamija, wo Ibrahim seines Amtes waltete, hatte eine größere Bande ihr Lager aufgeschlagen. Den Alten ließen sie vorab in Frieden. Unbeirrt von der Serben Nähe, sang Ibrahim des Morgens und des Abends seine heilige Weise, gab es auch keine Gläubigen, die ihn hörten. Den Serben war's recht so, denn so ahnte niemand, daß sie sich in der Nähe der Dschamija befanden. Der Alte lebte fast nur von Kaffee und Reis, den ihm die Serben gaben. Doch wurde er scharf bewacht, damit er nicht nach Sarajewo entkomme und ihren Schußwinkel vertrate.

Patrouillen, die manchmal in die Nähe der Dschamija gerieten, wenn Ibrahim auf dem Minarett die Gläubigen, die fern waren, rief, kummerter sich nicht mehr weiter um den Alten.

Und Ibrahim sang des Morgens und des Abends und immer ward der Sang trauervoller und wilder.

Im Lager der Komitatschi neben der Dschamija lagen die Serben ihrem blutigen Handwerk ob. Sie brachten manchen Moslim an Händen u. Füßen gefesselt ein. Die Zwetschenbäume dienten als Galgen und im moslimnischen Friedhof verscharrten die Blumenmenschen ihre Opfer.

Ibrahim aber sang des Morgens und des Abends, ungehört von den Gläubigen. Eines Tages wurde ein moslimischer Soldat einer Patrouille auf den Gang des Alten aufmerksam.

Das war doch nicht das alte heilige Wort? Er verstand ein wenig Türkisch, denn er war einmal vor Jahren als Muhadzir in Kleinasien. Sang der Alte nicht immerfort: „Möget der Feinde! Rettet mich, die Feinde, die Feinde.“

Und gar so kläglich war des Muezzin Stimme, so grauenvoll klang das Lied in einen wilden Lauf aus. Der Mann wachte den Führer der Patrouille von seinen Beobachtungen Mitteilung. Rasch entschlossen befiel dieser seinen Leuten, den Gang zu erklettern, der sie von der Dschamija trennte, um nach dem Alten zu sehen und sein merkwürdiges Wesen zu ergründen.

Doch kaum hatte der erste Mann den Gang erklettert, als von der Dschamija aus die Hölle losging. Schuß fiel auf Schuß. Der erste Ersteiger des Ganges war, von einem Schuß durch den Kopf getroffen, hintenüber zurückgestürzt. Mit einem Mutgeheul stürzten nun die anderen hinauf und vor. Mancher von den braven Bosniaten ließ sein Leben, denn die Serben zielten gut und sie

zielen immer, ehe sie schießen. Doch unaufhaltsam drang die Patrouille vor, säuberte mit dem Bajonett das Nest der Komitatschi. Zwei Serben waren lebend auf dem Kampfplatz geblieben, die anderen waren geflohen.

Wo war der Muezzin? Man suchte ihn und fand ihn in der Dschamija, wie er hinter einem Vorhang versteckt lauerte, an allen Gliedern zitternd und angstvoll die Hände erhebend, als die Soldaten herantraten.

„Gott grüß dich, Freund“, rief ihm der Führer der Patrouille entgegen.

„Gnade, Herr“, schrie der Muezzin, „nicht ich war's, nur sie, unsere Feinde, die Gott zerrümpeln möge. Sie haben alles Holz rund herum verbrannt, daß es oft lichterloh brannte. Es war oft schauerlich zu sehen. Gnade, o Gnade, hängt mich nicht auf, genug Gehängte sind schon in unserem heiligen Boden verscharrt. Allah, erbarm' dich meines gläubigen Knechtes.“

Der Alte war so verstört und so voll Furcht, daß man nur ahnen konnte, was hier sich ereignete, ohne daß er selbst es in zusammenhängender Rede zu erzählen vermocht hätte. Nur allmählich stellte man später aus seinen verworrenen Reden und den Aussagen der gefangenen Komitatschi den Zusammenhang her: die Komitatschi hatten sich von der Dschamija aus durch Feuerzettel mit Vertrauensleuten in Sarajewo verständigt, die aus einem in den Bergen wahrnehmbaren Fenster Lichtsignale abgeben hatten. Eine Untersuchung führte zur Festnahme der Hochverräter. Der alte Muezzin war über die Greuel, die neben ihm im Lager der Komitatschi vor sich gegangen waren, wahnsinnig geworden.

Als ich das Krankenhaus verließ, trat ich noch einmal an das Bett des alten Ibrahim. Er lag an seinem Tisch und unablässig spielten seine Finger an seiner Gebetskugel.

„Ich habe sie gezählt... ihrer sechs waren es... sie haben sie dann später verchartert... ihrer sechs... gute Moslims, Gläubige Allahs... ihrer sechs.“

Die Bilder der Schreckensverbrechen ihn auch hier an der Stätte des Friedens nicht.

Erlener Berufseifer.

In der Schlacht bei Wagram wurde dem sächsischen Wundarzt Salzdorf vom Regimente Prinz Christian gleich zu Anfang der Schlacht der Fuß von einer Hauptkugel zertrümmert. Auf den Boden hingestreckt, bemerkte er bald darauf, kaum zwölf Schritte entfernt, den Adjutanten v. Kerbourg von einer Kugel getroffen niederfallen und Blut auswerfen. Salzdorf, fürchtend, daß dieser Offizier am Schloße sterben würde, wenn nicht sofortige Hilfe erweise, schleppte sich unter furchtbaren Schmerzen zu ihm hin, entnahm seiner Tasche Instrumente und Verbandzeug und ließ ihn zur Über. Nach teurem Schweiß wurden beide nach Wien in ein Hospital gebracht, wo der Adjutant bald wieder genes, während Salzdorf, sein Ketter, nach vier Tagen starb.

Ironische Nichtachtung.

König Heinrich der Vierte von Frankreich setzte in seiner Hochachtung vor wissenschaftlichen Männern seines Hofes der eifrigeren Leberhebung adeliger Hoffnungen einen trefflichen Spott entgegen. Einst traf er in einem Zimmer des Louvre die stolze Marschallin de Reff mit ihrem jungen Sohne in Begleitung eines dem Könige noch unbekanntem Herrn, des Gelehrten Barrene. „Wer ist der Mann?“ fragte der König leise die Marschallin. — „Ein Gelehrter“, antwortete die stolze Dame, „den ich meinem Sohne wegen seiner Ergiebigkeit zugefallen habe.“ — „Sie wollen sagen, Madame“, entgegnete lässlich der König, — ein Gelehrter, dem Sie Ihren Sohn zugewiesen haben.“

Ein berühmter Pantoffelhieb.

Der französische Dichter Charles Pabier war einer der berühmtesten Pantoffelhiebenden seiner Zeit und wagte es nie, dem Willen seiner Frau zu widersprechen. Er war einer der geistreichsten Klauener, und wenn er in einer Gesellschaft das Wort ergrieff, so wurde jedes andere Gespräch sofort unterbrochen, und alles lauschte aufmerksam seinen Worten. Tiefe Stille herrschte, und jeder hielt den Atem an, um nur ja keine Silbe des geistreichen Redners zu verlieren; das ging so bis zu dem Augenblicke, wo Frau Nobier mit einem Leuchter in der Hand auf ihren Gatten zuschritt und in gebieterischem Tone zu ihm sagte: „Na, Ziti, komm, das Bett ist gewärmt, du mußt dich schlafen legen.“

„Aber lieber Rind, ich bin ja noch nicht zu Ende“, warf Nobier schüchtern ein. — „Ach was! Den Rest kannst du nachhören“, fuhr Madame Nobier fort und folgte ihren Gatten etwas unanständig am Arm. Vergänglich, aber geforsam erhob sich Ziti, ließ noch einige entschuldigende Worte fallen, reichte jedem die Hand und verschwand.

Meine kleine Freundin.

Ein Zähl ohne Worte von Otto Ketterhause.

Der erste, der mir allmorgendlich begegnete, wenn ich von Borgfelde über St. Georg nach Hamburg hin-einwanderte, war ein alter asthmatischer Rentner, der in der großen Allee seinen ebenso asthmatischen Mops spazieren führte. Ein dreiläufiges Paar.

Dann kam in der Gegend der Gewerbeschule ein langausgesessener, blauer Jüngling, der seine ungläublich dünnen Arme und Beine mit einer geradezu beängstigenden Hast durcheinander schlenkerte, so daß ich stets in Sorge war, die Gliedmaßen könnten sich im nächsten Augenblicke einem unentwirrbaren gordischen Knoten verheddern.

Dann endlich, an der Ecke des alten Berliner Bahnhofes, traf ich — sie, Alledings, ein „besonderer Typ“ war sie ganz und gar nicht. Ein lüches kleines Mädel, frisch und zoffig, nicht von der abschaulichen Blässe der Großstadtkinder. Aus dem hübschen Gesichtchen sahen ein Paar große blaue Augen unschuldig in die Welt, und unter dem einfachen Pelzbaret, das sie im Winter, oder dem Strohhütchen, das sie im Sommer trug, quoll eine Fülle blonder Locken hervor.

Es ist beim besten Willen nicht zu verlangen, daß man an so etwas vorbeuged. Das tat ich auch nicht. Im Gegenteil, ich genoß an jedem neuen Morgen mit harmlosen Behagen den freundlichen Anblick und, wenn wir uns, wie das hin und wieder auch vorkam, einmal nicht begegneten, dann — nun ja — dann fehlte mir etwas.

Wochenlang ging sie achlos an mir vorbei wie an tausend anderen Menschen, ohne mich eines Blickes zu würdigen. Aber dann begegneten sich eines Tages unsere Wege, die ihren abschüssigen, flüchtigen, gleichgültigen Lauf mußte wohl in meinen Widen irgend etwas erndtet haben, was ihre Aufmerksamkeit erregte, denn ihrem ersten Blick folgte ein zweiter, erstaunt, verwundert, vielleicht empört, als wollte sie sagen: „Was hat der mich anzugucken? Was fällt ihm ein?“ Doch dann waren wir schon aneinander vorüber.

Am nächsten Tage bemerkte ich mich vorbei wie an tausend anderen Menschen, ohne mich eines Blickes zu würdigen. Aber dann begegneten sich eines Tages unsere Wege, die ihren abschüssigen, flüchtigen, gleichgültigen Lauf mußte wohl in meinen Widen irgend etwas erndtet haben, was ihre Aufmerksamkeit erregte, denn ihrem ersten Blick folgte ein zweiter, erstaunt, verwundert, vielleicht empört, als wollte sie sagen: „Was hat der mich anzugucken? Was fällt ihm ein?“ Doch dann waren wir schon aneinander vorüber.

Am nächsten Tage bemerkte ich mich vorbei wie an tausend anderen Menschen, ohne mich eines Blickes zu würdigen. Aber dann begegneten sich eines Tages unsere Wege, die ihren abschüssigen, flüchtigen, gleichgültigen Lauf mußte wohl in meinen Widen irgend etwas erndtet haben, was ihre Aufmerksamkeit erregte, denn ihrem ersten Blick folgte ein zweiter, erstaunt, verwundert, vielleicht empört, als wollte sie sagen: „Was hat der mich anzugucken? Was fällt ihm ein?“ Doch dann waren wir schon aneinander vorüber.

Da begann zu meinem Bedauern eine längere Regenzeit, für Hamburg der normale Zustand. Der Schirm trat in seine Rechte. Sobald wir einander in Sicht kamen, fuhr mit einem fast hörbaren Ruck ihr Schirm nach der Seite herab und entzog mir neidisch den Anblick ihres Füßgüchens. Zimmer nach meiner Richtung sentte sie den Schirm, mochte der Wind den Regen auch gerade von der entgegengesetzten Seite treiben.

Ja, wenn die weibliche Reugier nicht gewesen wäre! Ich hatte schon die Hoffnung begraben, jemals einen freundlichen Blick aus den Augen meiner kleinen Partnerin zu erwidern, als ich eines Tages merkte, wie der böse Schirm sich während unserer Begegnung, anscheinend ganz unwillkürlich, hob und wie zwei blaue Augen unter seinem Rande hervor mich neugierig anblitzten: „Ob er wohl noch?“

Und als das am nächsten Tage sich wiederholte, blühte ich mich schnell und schaute mit listigem Lachen unter dem Schirmrande ihr ins Gesicht, und — wahrhaftig — sie lachte wieder.

Am Tage darauf blieb der Schirm geschlossen, trotzdem es noch etwas regnete. Und da — da hab' ich zum ersten Male genickt.

Sie wurde blutrot. Auf solche Frechheit war sie wohl nicht vorbereitet und wußte im ersten Augenblicke nicht, was darauf tun. Dann aber nahm ihre rosigen Gesichtchen den Ausdruck unsäglicher Würde und Hoheit an, und sie neigte ihr Haupt wie eine Königin, die ihres Volkes Huldigungen entgegennimmt.

Acht Tage später aber nidte sie auch. Und nach weiteren drei Wochen nidte sie sogar zuerst. Jetzt fing ich an die Sache an ihr Späß zu machen. Dafür begann mir das Gewissen leise zu schlingen. Am liebsten hätte ich einen Schirm genommen, aber das — nein — das ging nicht, das wäre brutal gewesen, und — lieber Gott! — was war denn auch dabei?

Nachdem einmal das Eis bei ihr gebrochen war, schien sie nun große Lust zu bekommen, das Verfahren abzu-

zulegen. Ihre Blide wurden immer ermunternder, ihre Riden immer herzlicher, tausend kleine lustige Schelmchen schauten aus den Bloungen und sahen in den beiden Gröbchen, die das aufmunternde Lächeln auf dem Pflösch ihrer Wangen hervorzubereite. Alles schien mir zugurufen: „Nun, riskier's nur! Ich bin ja gar nicht so.“ Aber ich riskierte es nicht — aus sehr einfachem Grunde, der sich noch herausstellen wird.

Sie fuhr nun schmerzliches Geschick auf. An einem schönen Frühlingsmorgen erschien sie mit einer großen roten Bufenkloffe. Ich reagierte nicht darauf, reagierte nicht, trotzdem sie am nächsten Tage die rote Schleife ostentativ mit ihrem Finger an einem Ende emporhielt, mit fast unter der Nase. Dieser Mißerfolg schien sie stäubig zu machen. Sie sah mich in der nächsten Zeit mit Widen an, die alles mögliche bedeuten konnten: Vorwürfe, Zweifel an meiner Zurechnungsfähigkeit, Mistrauen, die erstauete Frage: „Ja, was soll ich denn noch weiter tun? Was verlangst du eigentlich noch mehr?“

Und dann erfolgte die Katastrophe. Ich war mit — jetzt kommt ein Gedächtnis, das die Genieffensbilie erklärt — mit meiner Frau, janoß, mit meiner lieben Frau in die Stadt gegangen, um Einkäufe zu machen. Und da — ich bin immer ein Pechvogel gewesen — natürlich laufe ich da, Arm in Arm mit meiner Frau, an der Ecke von Jungfernstieg und Altona meinem kleinen Räderverhältnis in den Weg.

Na, das Gesicht hätte man sehen sollen! Einen einzigen Blick erwischte ich nur, in dem aber standen Bände zu lesen: Enttäuer, Enttäufung, tausend flammende Anklagen, tiefste Verachtung.

Ein wahres Glück, daß meine Frau den Blick nicht auffing.

Von diesem Zeitpunkt ab war's aus zwischen uns. Sobald wir uns beim Berliner Bahnhof in Sicht kamen, ging sie im rechten Winkel nach der anderen Straßenseite hinüber. Ich war wieder Luft für sie, vollkommen Luft.

Bis sie mich eines Tages wieder anläufte, stolz, triumphierend. Aber da kam auch sie mir nicht allein entgegen, sondern am Arm eines jungen Mannes, eines stolzen, hübschen Kerls. Und ihr Blick schien mir zu sagen: „Was sagst du nun? Jetzt hab ich doch einen getriegt, und der ist noch dazu viel hübscher als du, du dumme Kerl! Wäre dir nur nicht ein, daß ich mich überhaupt für dich interessiere habel!“ Und während ihre Augen dies sagten, strahlte sie — das heißt: beschwören, will ich's nicht, aber ich möchte darauf wetten — stredte sich zwischen den hüben roten Lippen auf einen blitzschnellen Augenblick ein kleines feines spitzes Jünglein hervor. Warum auch nicht? Verdient hatte ich's ehlich.

Dann blieb sie meinem Gesichtsfreis entschlossen, bis ich sie wohl vier Jahre später ganz zufällig wieder traf. Das war an einem Sommer-tage, an dem mich mein Weg zufällig durch die Anlagen am Wilhelmsort führte. Ich ging dabei über den Rinderstapelplatz und sah, wie ein etwa fünfjähriger schmutziger Schlingel ein kleines, kaum zweiähriges Mädel schlug. Schon wollte ich dazwischen fahren, als plötzlich ein stre-mmer, gut drei Jahre alter Junge sich mit Berserkerwut über den ihm an Größe und Kraft zweifellos weit überlegenen Uebelthäter stürzte und ihn mit seinen kleinen Fäustchen so energisch bearbeitete, daß der Große schleunigst das Hofenpanzer ergriff.

„Verano!“ rief ich.

Da sah sich der kleine Sieger stolz um und logte, wie um sein Tun zu entschuldigen: „Der wollte mein Schwesterchen schlagen!“

„Das hast du gut gemacht“, erwiderte ich, griff in die Tasche und gab ihm einen Ridel.

Freudestrahlend wendete er sich um und tief über den Plag weg einer Dame zu, die drüben auf einer Bank saß: „Mutti, der Herr hat mir 'nen Großen gegeben!“

Ich folgte der Richtung seiner Blide und sah — sie, noch ebenso rotzig, blond und frisch sah sie aus wie damals, nur ein hübschen runder. Unsere Augen trafen sich im gleichen Moment in plötzlichem Erkennen.

Ich glaube, wir wurden beide rot wie zwei Badfische. Aber dann haben wir uns an und lachten, und dann hab' ich ihr zugewinkt, und — wirklich: sie nidte wieder.

Und dann sah sie mich an mit einem Blick, in dem vieles lag: Verzeihen einerseits und Stolz und Mutterglück andererseits.

Und dieser Blick — glaube ich — war der schönste, den ich je von ihr bekommen.

— Der glücklichere. „Da las ich doch neulich von zwei „Schlingen“: Der eine soll das große Los gewonnen haben, und dem andern soll die Frau durchgegangen sein; welcher von den beiden sind Sie denn?“